

Österliches Christentum

Von JOSEF ANDREAS JUNGSMANN S. J.

Wer einmal in einer römischen Basilika eine Weile betrachtend vor einem der Mosaiken gestanden hat, die die Höhe der Apsis oder die Stirnwand des Chorbogens schmücken, etwa in San Clemente oder in Santa Pudenziana oder auch im Lateran, wird die Stimmung abgeklärter Ruhe und feierlicher Erhebung empfunden haben, die von diesen ehrwürdigen Bildwerken ausgeht. Worin liegt das Geheimnis dieser Stimmung? Es ist nicht das Gefunkel der bunten Steine; es sind auch nicht allein die harmonischen Linien dieser Schöpfungen der christlichen Antike; es ist vor allem der große Inhalt, der zu uns spricht. Hier werden nicht dramatische Begebenheiten von ehemals erzählt, seien es auch solche der Heilsgeschichte; hier wird einfach ausgesagt, was ist. Hier wird ein Kosmos sichtbar, die christliche Ordnung der Dinge, von der die Kirche weiß und die sie allen, die diesen Raum betreten, in stolzer Freude verkündet. Im Jubel der schimmernden Farben wird hier der christliche Glaube bekannt. Bekenntnisbilder darf man darum wohl diese Darstellungen nennen.

Bei näherer Betrachtung enthüllt sich alsbald auch das Gesetz dieser Bilder. Als fester Mittelpunkt erscheint jedesmal eine Darstellung Christi, sei es im Symbol des strahlenden Kreuzes oder des Gotteslammes auf dem Sionsberge, sei es in offener Darstellung als der thronende Christus; in jedem Fall ist es der Erlöser, der Bringer des Heils, der Herr seines Volkes. Das wird noch deutlicher durch den weiteren Inhalt. Denn als Ausstrahlung dieser Mitte füllt den weiteren Raum der Fläche die symbolische Darstellung der Erlösten: Lämmer, die von beiden Seiten, von Jerusalem und Bethlehem, aus Juden und Heiden kommend, auf diesen Mittelpunkt zugehen; Paradiesesströme, die vom heiligen Berge ausgehen und aus denen die Hirsche trinken; der mystische Weinstock, der nach allen Seiten seine Zweige aussendet; oder es sind die Gestalten der Apostel oder von besonders verehrten Märtyrern zu beiden Seiten angeordnet als hervorragende Vertreter des erlösten Gottesvolkes. In allen Fällen ist es das vollendete Werk der Erlösung, ist es das österliche Thema, das jedem entgegenleuchtet, der das Gotteshaus betritt. Das ganze Jahr hindurch wird hier Ostern gefeiert.

Damit ist nicht einmal eine Übertreibung ausgesprochen, denn das Gesagte ist nicht nur wahr für den genannten Bezirk der kirchlichen Kunst, sondern auch für den kirchlichen Festkalender. Bis ins vierte Jahrhundert herein war Ostern ja *das* Fest schlechthin, das einzige Fest der ganzen Chri-

stenheit, und der wöchentliche Sonntag wurde als Wiederaufnahme des Osterfestes empfunden.

Eine solche Denkweise ist dem Durchschnittschrsten von heute offenbar weniger geläufig. Ostern ist für uns ein Fest in der Reihe der anderen Feste. Gewiß, wir stehen nicht an, Ostern, wie es alte Überlieferung will, als das erste und höchste der Feste zu bezeichnen. Doch steht unserem Gemüt Weihnachten ungleich näher, und an festlichem Glanz kann sich Ostern mit Fronleichnam, wie es in katholischer Landschaft gefeiert wird, in keiner Weise messen. Ja, mancher wird geneigt sein, dem Fest der Heiligsten Dreifaltigkeit wegen seiner theologischen Tiefe oder dem Fest des Herzens Jesu wegen seines religiösen Reichtums mindestens den gleichen Rang zuzuerkennen.

Aber auch wenn wir von solcher gefühlsmäßiger Rangbestimmung der kirchlichen Hochfeste absehen, bleibt uns der Gedanke einer beherrschenden Stellung von Ostern doch aus einem anderen Grunde einigermaßen fremd. Wir sind es gewohnt, den Gang durch das Jahr der Kirche als ein Auf und Ab zu betrachten, als eine Wanderung, bald durch das düstere Tal der Buße, bald auf den Höhenwegen heiliger Freude, bald durch die Gottesferne der Unerlösten, bald in der Gemeinschaft der Heiligen. Dann ist Ostern eben auch einer der Durchgangspunkte. Oder wir erblicken im Kirchenjahr die alljährlich wiederkehrende Begehung des Lebens Jesu, beginnend mit der Erwartung seiner Ankunft bei den Vätern der Vorzeit, mit einem ersten Höhepunkt in der Betrachtung des Kindleins in der Krippe, sich fortsetzend in den Ereignissen der Kindheitsgeschichte, ansteigend den harten Weg des Leidens und des Kreuzes, triumphierend in der Auferstehung und Himmelfahrt und in der Ausbreitung des Gottesreiches. Wir suchen das hohe Vorbild des Lebens Jesu im Jahr der Kirche wiederzufinden, das wir ja in Lesung und Betrachtung unermüdlich durchforschen müssen. Wir möchten so auch von dieser Seite für unseren Christenweg, der immer ein Weg der Nachfolge Christi bleiben muß, Anregung und Stärkung finden, die moralischen Impulse, die wir so nötig haben; aber wir entfernen uns damit ebenso offenkundig von jener Osterfrömmigkeit der alten Kirche, von der eben die Rede war — wobei es zunächst dahingestellt bleiben mag, ob damit ein Verlust oder im ganzen vielleicht doch ein Gewinn gegeben ist.

Aber noch eines müssen wir zur schärferen Kennzeichnung des Gegensatzes zwischen älterer und neuerer Wertung von Ostern hinzufügen. Gerade dadurch, daß wir dazu neigen, den historischen Ablauf des Lebens Jesu im Kirchenjahr wiederzufinden, anstatt darin einfach Grundgeheimnisse des Reiches Gottes zu verehren, tritt das Thema des jeweiligen Festes in einen gewissen historischen Abstand; die Reihe der Festgeheimnisse wird zu einer Bilderreihe, um nicht zu sagen: zu einem Schauspiel, das wir aus einer gewissen kühlen Ferne betrachten können. Die Verkündigung des Engels Gabriel, der Tempelgang der Gottesmutter, der Einzug Jesu am Palmsonntag, seine Auferstehung von den Toten und seine Himmelfahrt

stehen einigermaßen in derselben Reihe, gleichmäßig fern — aber auch wieder gleichmäßig nahe.

In die Nähe gerückt wird uns das Leben unseres Herrn auch wieder durch die historische Betrachtung und Aufreihung der einzelnen Geheimnisse der Heilsgeschichte. Sind uns viele Einzelheiten des Lebens Jesu nicht erst durch diese Versenkung in die geschichtlichen Berichte lieb und vertraut geworden, bis zu einer Vertrautheit, die den historischen Rahmen völlig zurücktreten und das einstige Ereignis Gegenwart werden läßt, etwa in den Hunderttausenden von Weihnachtskrippen, die seit den Tagen des Poverello von Assisi errichtet worden sind, aber auch in der Art der Frömmigkeit, die sich daran entzündet, im vertrauten Umgang mit den heiligen Personen, der sich daraus ergeben hat? „Laßt uns das Kindlein wiegen,“ haben die Alten gesungen, und auch heute noch ertönt es an der Krippe: „Schlaf wohl, du Himmelsknabe du!“

Im Grunde ist es nicht auffällig, wenn sich Lied und Dichtung in direkter Anrede an ihre Gestalten wenden und auch der begeisterte Prediger hat zu allen Zeiten im Schwung seiner Schilderung die heiligen Personen angeredet: er hat die Jungfrau-Mutter begrüßt, als ob sie noch jetzt das göttliche Kind auf dem Arme hielte, er hat zum Gekreuzigten gesprochen, als ob er eben jetzt blutüberströmt am Kreuze hinge. Aber es ist nicht ganz selbstverständlich, daß diese Betrachtungsweise zur Alltagssprache des religiösen Lebens wird, wie es doch in der Gebetsliteratur der letzten Jahrhunderte weithin der Fall ist.

Bis ins 12. Jahrhundert sind es nur einzelne Stellen, in denen Raum und Zeit zurücktritt und das Vergangene wie gegenwärtig geschaut wird. Erst seit Bernhard von Clairvaux und Franz von Assisi wird aus dieser Art der Frömmigkeit ein breiter Strom. Nicht nur, daß die bildende Kunst nun mit einem bisher nicht gekannten Eifer in endlosen Abwandlungen die Geheimnisse der Kindheit Jesu und die Szenen der Leidensgeschichte schildert; auch die Gebetsliteratur findet es mehr oder weniger selbstverständlich, nicht allein betrachtend dem Leidensweg des Herrn zu folgen, sondern auch ihn in jeder der Leidensszenen anzurufen, als ob er eben jetzt sie durchlitte. Ostern bildet dann hier keine Ausnahme mehr. Es fügt sich an die vorausgegangenen Heilsereignisse an und bleibt mit ihnen in derselben Nähe oder in derselben Ferne.

Mit dem Gesagten ist noch immer keine Kritik an dieser Weise der Frömmigkeit ausgesprochen. Ja, es wäre offenkundig ehrfurchtslos und anmaßend, an den Strom von Frömmigkeit und Heiligkeit, der aus solchen Quellen gespeist wurde, literarische und stilistische Wertmaßstäbe anlegen zu wollen. Die Kirche durchwandert auf ihrem Wege durch die Jahrhunderte Regionen mit sehr verschiedenem geistigen Klima, solche, die ein üppiges Wachstum begünstigen, und solche, die nur eine karge Ernte reifen lassen. Wir werden nicht behaupten, daß unser Zeitalter zu den ersten gehöre.

Aber gerade deswegen dürfen oder müssen wir fragen, welche Pflanzen es sind, die auf dem härteren Boden unserer Zeit gedeihen. Das Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik ist nüchtern und realistisch. Es hält sich am liebsten an greifbare Tatsachen, jedenfalls an nachweisbare Wirklichkeiten. Diese Nüchternheit hat längst auch schon den Bereich der Religion und des religiösen Lebens ergriffen und muß von uns in Rechnung gestellt werden, sofern wir mehr als nur eine kraftlose Stimmungsreligion pflegen wollen. Wir spüren es am Kirchenbau und an der kirchlichen Kleinkunst, wo nur mehr das Sachgemäße und Zweckentsprechende, das klar Entworfenene, das handwerklich ohne Tadel Geformte unsern Beifall findet. Wir spüren es an der Verwirrung, die in der kirchlichen Malerei herrscht, wo mancher Meister der Farbe, weil sich ihm jene Wirklichkeiten noch nicht geoffenbart haben, allzu rückhaltlos nur mehr aus dem eigenen subjektiven Erleben glaubt schöpfen zu können.

Wir müssen wieder festen Grund gewinnen. Wir müssen wieder zuerst nach den unverrückbaren Wirklichkeiten fragen, die wir nicht erst durch unsere Phantasie aus der Vergangenheit heranziehen müssen, sondern die einfach da sind. Wir müssen wieder in den Vordergrund rücken, was ist, und das, was gewesen ist, als Hintergrund belassen. Wir dürfen so egoistisch sein, daß wir zuerst nach der Ordnung fragen, in der wir stehen, in die wir unser Tun und Lassen einfügen sollen, die uns sagt, was wir hoffen dürfen oder was wir fürchten müssen.

Die Antwort ist mit wenigen Worten gegeben. Als Christen — es lohnt sich, diesen Ehrennamen zu betonen, auf den wir doch nicht verzichten wollen — als Christen, das heißt als solche, die in das Christusgeheimnis hineingetauft sind, stehen wir in der Ordnung, die Christus mit seinem Tode begründet und mit seiner Auferstehung besiegelt hat. Wir stehen Gott und seinem Gericht nicht unmittelbar gegenüber, nur auf unsere eigenen Leistungen angewiesen, sondern wir sind eingegliedert in die heilige Gemeinschaft der Kirche, deren Haupt Christus der Herr ist, der Auferstandene, der zur Rechten des Vaters sitzt. Mit ihm haben wir vielfältige Verbindung: im Glauben schauen wir auf zu ihm, in der Eucharistie läßt er sich zu uns herab und nimmt uns hinein in sein Beten und Opfern. Ihm sollen wir gleichgestaltet werden — durch unser sittliches Streben, soweit es der menschlichen Armseligkeit hier auf Erden nur eben möglich ist, bis wir ihm ganz gleichgestaltet werden am Tage der Vollendung.

Es ist also ein Bild hochgemuter Hoffnung, das sich uns darbietet. Es ist nicht einerlei, ob wir in der Auferstehung und in der Himmelfahrt nur das vergangene Ereignis sehen, das sich an andere Ereignisse des Lebens Jesu anreihet, das aber genau so wie alle anderen nur ein Geschehnis in ferner Vergangenheit bleibt, oder ob wir dieses österliche Geheimnis als Mittelpunkt unseres christlichen Daseins erkennen und uns selber also hineingenommen wissen „in das Reich seines geliebten Sohnes“ (Kol 1,13). Im einen Fall ergibt sich leicht eine Weltansicht, als ob über uns nur der graue

Himmel stünde und nur am fernen Horizont leuchtete ein lichter Streifen. Man lebt in der Stimmung von Menschen, die sich hilflos diesem rätselvollen Dasein preisgegeben sehen, gewissermaßen aufs Geratewohl zwischen Himmel und Hölle gestellt, wenn der Christ daneben immerhin auch noch weiß, daß eine Hand ausgestreckt bleibt, die es im rechten Augenblick zu ergreifen gilt; aber die christlichen Wirklichkeiten sind wie verhängt hinter einem undurchdringlichen Nebelschleier. Im anderen Fall ist uns die neue Schöpfung aufgegangen, erfüllt vom strahlenden Licht des Ostermorgens, die neue Gotteswelt, in der Christus der erstgeborene Bruder ist, der schon die Höhe erreicht hat, und wir, wenn auch noch auf der Wanderschaft, seine Brüder und Schwestern sind.

Gewiß gibt es daneben auch den Weg, die christliche Gnadenwirklichkeit in mehr abstrakter Form zu erfassen, mehr oder weniger losgelöst von ihrem heilsgeschichtlichen Grunde, als Gottes Huld, als Schmuck der Seele, als Rechtfertigung vor Gott. Aber wie die menschliche Seele angelegt ist, wird ein solches Erfassen und Wissen nicht leicht das ganze Wesen eines Menschen durchstrahlen und ihm jenes Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit verleihen, das die Voraussetzung ist für die rückhaltlose Hingabe an die Forderungen und Aufgaben des Gottesreiches.

Die alte Kirche hat doch wohl gewußt, warum sie den österlichen Christus und sein österliches Werk in die Apsiden ihrer Basiliken gesetzt, warum sie mit so großem Aufgebot, mit vierzigtägiger Vorfeier und fünfzig tägiger Nachfeier, Ostern begangen und jedem Sonntag österliches Gepräge gegeben hat. Es war ein wichtiges Stück Erziehung der Christen zum Bewußtsein ihres christlichen Adels und zu christlicher Zuversicht. Dabei hat die Kirche der Friedenszeit nach Konstantin nur das Erbe weitergepflegt, das sie aus den vorausgegangenen Jahrhunderten übernommen hatte. Denn auch die Kunst der Katakomben — und hier handelte es sich doch um eine Friedhofskunst, die vom Ernst des Todes umweht war — hat durchaus österlichen Charakter. Nicht trauernde Engel schmücken die Wandflächen, nicht einmal die schmerz erfüllte Gottesmutter mit dem Sohn auf ihrem Schoße wird als Trost der Hinterbliebenen dargestellt, sondern der Gute Hirte, der in der Paradieslandschaft die Schafe weidet, die er um sich gesammelt hat; oder es wird in geheimnisvollen Bildern aus dem Alten Testament das neue Leben angedeutet, das Christus in der Auferstehung gewonnen hat und die Seinen durch ihn gewinnen: Jonas, der ans Ufer geworfen wird, Noe und die Seinen, die durch die Arche gerettet werden, Daniel in der Löwengrube, usw.

Dem entsprach auch das Beten der Kirche. Man betete in der Regel stehend mit der Wendung hin zur aufgehenden Sonne. Das Konzil von Nizäa (325) hat es der Mühe wert gefunden, in seinem 20. Kanon eigens zu betonen, daß man am Sonntag und in der Osterzeit nur stehend beten solle. Das mag, ebenso wie die Hinwendung nach Osten, antiker Brauch gewesen sein; aber er hat früh seine feststehende christliche Deutung erhalten. Sie ist

einleuchtend: wir sind mit Christus auferstanden, darum stehen wir. Und wenn man sich beim Beten gegen Sonnenaufgang wandte, so dachte man an Christus, die wahre Sonne; denn gleich der untergehenden Sonne ist er im Tode hinabgestiegen in die Unterwelt, aber in strahlender Herrlichkeit ist er am Ostermorgen wieder emporgestiegen.

Auch inhaltlich war das Beten der Kirche vom gleichen Geiste erfüllt — und ist es noch heute. Gerade die römische Liturgie hat in der Art ihres Betens in ungebrochener Kontinuität auch die österliche Überlieferung der alten Kirche bewahrt, nicht nur darin, daß, wie in allen Liturgien, das Hauptgebet des Gottesdienstes ein Dankgebet ist: *Gratias agamus Domino Deo nostro*, und daß der Inhalt der Feier, wie in allen Liturgien, gekennzeichnet wird als ein Gedächtnis des Leidens, der Auferstehung und der Himmelfahrt des Herrn; in der römischen Liturgie schließt außerdem jede Oration (mit wenigen und späten Ausnahmen) mit einem Aufblick zu dem, der in seiner verklärten Menschheit unser Haupt und unser Anwalt bei Gott ist: wir bringen unser Gebet vor Gottes Thron „durch Jesus Christus, Deinen Sohn, der mit Dir lebt und als König herrscht“. Dieses „durch Christus“ durchzieht vom Anfang bis zum Ende das liturgische Beten, und zwar gilt dieses Gesetz nicht nur nach Ostern oder nach Christi Himmelfahrt, sondern das ganze Jahr hindurch. Ostern bleibt immerfort die Dominante des kirchlichen Betens. Im Weihnachtsoffizium klingt immer wieder der Gedanke mit, daß derjenige, dessen gnadenreiche Geburt gefeiert wird, der König ist, der Friedenskönig, der Bräutigam, der herrlich aus seinem Brautgemach hervortritt; Epiphanie läßt sofort die Visionen der Propheten aufleben vom Herrscher, auf dessen Schultern das Königtum ruht; der Advent schaut aus nach der Wiederkunft des Herrn, und selbst am Karfreitag wird der Triumph der Auferstehung nicht vergessen.

Auch in verschiedene Gebete der alltäglichen Liturgie ist die österliche Note eingetragen. Das *Gloria in excelsis* ruft zu dem, der die Sünden der Welt hinwegnimmt und nun zur Rechten des Vaters sitzt, und in den abschließenden Akklamationen nennt es ihn den Herrn und Heiligen und Allerhöchsten „in der Herrlichkeit Gottes, des Vaters“. Auch die Eucharistie wird gewissermaßen transparent gesehen auf den im Himmel verklärten Christus hin. Sogar so späte Gebete wie diejenigen im *Ordo Missae* vor der Kommunion des Priesters, die mit dem Blick auf die heilige Hostie gesprochen werden, wenden sich an Christus nicht, insofern er im Sakrament zugegen ist, sondern richten den Blick darüber hinaus auf sein himmlisches Dasein. So sehr das Sakrament den ganzen Christus enthält, wird es doch zunächst als heilige Sache gesehen und behandelt, als das große Geschenk, das aber auf noch Größeres (*beneficia potiora*) hinweist und das ein Pfand ist für die kommende Herrlichkeit; denn es gewährt uns die Verbindung mit dem einen glorreichen Leib des Herrn, mit dem erhöhten Christus im Himmel, der uns an sich ziehen und hineinziehen will in seine Sohnesherrlichkeit.

Die Kirche ermutigt uns heute dazu, solchen Gedankengängen uns hinzugeben; denn wenn Pius XII. ein eigenes Rundschreiben erläßt über die Kirche als den mystischen Leib des Herrn, so heißt das doch: wir sollen lernen, die Kirche als jenen heiligen Organismus zu sehen, dessen Haupt der verklarte Christus ist; wir sollen die Sakramente der Kirche nicht losgelöst von ihm betrachten, sondern als die heiligen Zeichen, durch die er seine Lebenskräfte uns mitteilt. Daß wir hier einiges erst wieder lernen müssen, wird man kaum bestreiten können.

Am Ausgang des christlichen Altertums, als die Welt schon christlich war, hatte die Bestreitung der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater durch Arius eine starke Gegenbewegung hervorgerufen, die nun, um die Überlieferung der Kirche zu schützen, vielfach auch im kirchlichen Gebet mit um so größerem Nachdruck die Gottheit des Sohnes betonte, so sehr, daß der Glanz der Gottheit alles Menschliche überstrahlte und das Beten „durch Christus“ zum Vater fast nur mehr als Formel da und dort bestehen blieb. Die Gestalt des verklarten Gottmenschen war im Bewußtsein der Gläubigen einigermaßen abgeblendet. Um so stärker kam nun die irdische Erscheinung des Herrn zur Geltung, bis zum Realismus spätgotischer Leidensszenen und Kreuzesdarstellungen, bis zu den verschiedenen Andachten zu den Leidenswerkzeugen und zu den Wunden des Herrn. Desto wichtiger wurden im Volksbewußtsein nun die übrigen himmlischen Helfer und desto vielfältiger die Formen der Frömmigkeit, die sich von ihrem Mittelpunkt einigermaßen abgelöst hatten. Das christliche Gemüt erhielt mannigfache Nahrung. Ob auch das Glaubensbewußtsein an Klarheit und Sicherheit gewonnen hat?

Unsere Zeit, die in der Bedrohung durch eine säkularisierte Welt in religiösen Dingen gebieterisch die Konzentration auf das Wesentliche fordert, sucht wieder notgedrungen die scharfen Grundlinien des christlichen Kosmos, sucht die Einheit und Geschlossenheit des christlichen Weltbildes. Es braucht nichts von dem verbrannt zu werden, was frühere Zeiten der Kirche angebetet haben, nicht bloß nicht im Glaubensgut, wo Wahrheit ja niemals Irrtum werden kann, sondern auch nicht im Frömmigkeitsbesitz. Aber es wird gut sein, die Ordnung der Dinge wieder sorgfältiger zu wahren. Die Apostel haben den Auferstandenen gepredigt. Um ihn haben sich die Gemeinden der Gläubigen gesammelt. Der auferstandene, der österliche Christus wird immer die Mitte des christlichen Kosmos sein.

Das will nicht besagen, daß wir über den historischen Christus hinwegsehen, daß wir ihn aus dem Auge verlieren dürfen. Solange wir auf Erden pilgern, ist es gerade die Fußspur seiner irdischen Wanderung, durch die wir unseren eigenen Weg finden müssen. Jedes seiner Worte ist uns Licht und Weisung und sein Beispiel in Armut und Arbeit, im Umgang mit Menschen und erst recht im Leiden und Sterben wird uns unentbehrliche Lehre sein, und daß sein Kreuz die Erlösung der Welt bedeutet, bleibt das Um und Auf christlicher Verkündigung. Aber es ist nicht nötig, daß wir im Kreuz

nur die Szene des Karfreitags erblicken, so wie sie auch dem frechen Auge der spottenden Hohenpriester und Schriftgelehrten sich darbot. So sehr wir die Wunden des Herrn verehren und die Peinen seiner Todesnot, so kann das gläubige Gemüt nicht übersehen, daß die Wunden strahlen von der Herrlichkeit des Sieges und daß die Todesnot aufgehoben ist in den Jubelruf des „Es ist vollbracht“. Die Meister der romanischen Kunst haben dem Gekreuzigten die Königskrone aufs Haupt gesetzt und das Lendentuch haben sie zum wallenden Mantel gestaltet; das Kreuz ist ihnen zum Herrscherthron geworden nach dem Wort, zu dem schon das frühe Christentum den Vers des Psalmisten (95, 10) erweitert hat: Der Herr ist König vom Holze aus.

Das ist ja der Triumph des Christentums, daß es im Leiden siegreich ist, daß man das Leben gewinnt, indem man es drangibt. Aber doch erst der Blick auf den Erlöser, der den Tod überwunden und uns den Weg gebahnt hat ins Licht der göttlichen Gnade und der göttlichen Liebe, gibt uns die Sicherheit, daß wir nicht umsonst seinem Wege folgen, gibt uns aber auch den Mut, unser Leben einzusetzen für sein Werk und sein Reich. Etwas von der Stimmung jener Partisanen müßte uns beseelen, die dem Feinde noch im eigenen Land auf Schritt und Tritt begegnen, ihn aber nicht mehr fürchten, weil sie wissen: seine Front ist schon durchbrochen. Unser Christentum muß wieder mehr österliches Christentum sein.

Die Gewerkschaften am Scheideweg?

VON OSWALD VON NELL-BREUNING S.J.

Gilt für die Gewerkschaften das Goethewort, nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten, müßten sie auch bis zu Ende marschieren? Und wenn sie es müssen oder sollen, welches ist dann das Gesetz, nach dem sie angetreten sind? Groß ist die Zahl derer, welche die Gewerkschaften auf das Gesetz, nach dem sie wirklich oder vermeintlich angetreten seien, festlegen wollen, aber nicht alle lassen klar erkennen, welches Gesetz sie meinen. Viele scheinen es ganz primitiv so zu verstehen: Die Gewerkschaften dürfen nichts tun, was sie nicht schon von jeher getan haben, mit andern Worten: sie dürfen ihr Aufgabengebiet und ihre Zielsetzung nicht erweitern. Anders *Goetz Briefs*,¹ der als alter, mit der Zeit allerdings sehr kritisch, wenn nicht gar hyperkritisch gewordener Freund der Gewerkschaften diesen ihren Weg vorzuzeichnen versucht und sie von Irrwegen abhalten möchte.

Die Wege der Gewerkschaften scheiden sich derzeit vor allem an der Frage der Mitbestimmung: die deutschen Gewerkschaften haben einen Weg eingeschlagen, auf den die Gewerkschaften anderer Länder ihnen ihre guten Wünsche mitgeben, auf den zu folgen sie jedoch Bedenken tragen; einige

¹ *Goetz Briefs*, Zwischen Kapitalismus und Syndikalismus; die Gewerkschaften am Scheideweg. München 1952, Leo-Lehnen-Verlag. 189 S. Gln. DM 9,40.